

CLAIRE COOPER

ELEVATOR



GOLDMANN

Buch

Als Cerys auf dem Weg zu einem wichtigen Meeting den Aufzug im Bürokomplex betritt, nimmt sie die Frau neben ihr zunächst kaum wahr. Doch kurz nachdem der Lift angefahren ist, gibt es einen plötzlichen Ruck. Der Aufzug hält, die Lichter gehen aus. Beide versuchen Hilfe zu rufen, aber der Notruf funktioniert nicht, und die Handys haben keinen Empfang. Um nicht durchzudrehen, beginnen die beiden Frauen sich zu unterhalten und entdecken viele Gemeinsamkeiten. Schließlich vertraut Cerys ihrer vertrauenerweckenden Mitgefangenen ihre dunkelsten Geheimnisse an. Bestimmt werden sie sich nie wiedersehen. Aber Cerys irrt sich: Die andere Frau ist keine Fremde ...

Informationen zu Claire Cooper
finden Sie am Ende des Buches.

CLAIRE COOPER

ELEVATOR

SIE WEISS ALLES ÜBER DICH.
UND DU KANNST NICHT ENTKOMMEN.

THRILLER

*Aus dem Englischen
von Andreas Jäger*

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel »Elevator« bei Bookouture,
An imprint of Storyfire Ltd., London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2025

Copyright © 2023 by Claire Cooper

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2025

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Published by arrangement with Ahlander Agency

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © Abigail Miles / Arcangel Images

Redaktion: Eva Wagner

BH · Herstellung: ik

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49603-7

www.goldmann-verlag.de

*Für Dad, in Liebe.
Danke, dass du mir geholfen hast,
nach den Sternen zu greifen.*

PROLOG

Vier Stunden später

Sie ist zu nah. Ihr Duft erschlägt mich.
Aber es ist nicht nur hier so, in diesem Metallkasten. Sie wird nie weit genug weg sein. Sosehr sie es auch bereuen mag, so einsam es sie machen mag – nie wird sie genug leiden für das, was sie getan hat.

Hier endet es also.

Sie beobachtet mich. Sie glaubt, sie hätte gewonnen. Glaubt mich in der Hand zu haben.

Sie irrt sich.

Wenn diese Tür aufgeht, wird nur eine von uns die Kabine verlassen. Und auch wenn sie es noch nicht weiß – diese Person werde ich sein.

EINS

NEW YORK

Jetzt

Ich drücke die Tür aus Chrom und Glas auf und spüre die Hitze auf meinem Gesicht, als ich ins Freie trete. Das Pflaster reflektiert das grelle Sonnenlicht, und ich kneife die Augen zu. Ich hätte meine Sonnenbrille mitnehmen sollen, aber ich werde ja nicht lange hier draußen sein. Ich brauche nur eine Pause, ein paar Minuten für mich, um mich vorzubereiten.

Ich streife meine Jacke von den Schultern und atme tief ein, aber die Luft ist zäh und stickig. Ich stelle mir vor, dass ich in London das Büro zehn Minuten früher verlassen hätte, um zu den Victoria Tower Gardens zu spazieren und mich auf eine Bank mit Blick über den Fluss zu setzen. Aber nein, das hätte ich nicht getan. Damals wäre ich nicht auf die Idee gekommen, dass ich eine solche Pause brauche, um mich zu sammeln. Ich machte meinen Spaziergang im Park in der Mittagspause und aß dort mein Sandwich, wenn ich ein bisschen Ruhe und Abstand brauchte. Es war eine andere Zeit – bevor alles aus dem Ruder lief.

Ich atme wieder ein, zähle bis drei, atme aus und wiederhole das Ganze, so, wie meine Therapeutin es mir gezeigt hat. Eine Therapie. Nie hätte ich gedacht, dass ich mal so etwas machen würde. Ich versuche mich zu erinnern, worüber wir bei unserer letzten Sitzung gesprochen haben. »Es sind nicht Ihre Lebensumstände, die Ihre Gefühle schaffen«, sagte Dr. Welmar und betrachtete mich ernsthaft durch ihre große Brille mit dem schwarzen Rahmen. »Es sind Ihre Gedanken, die Ihre Gefühle schaffen. Wir müssen also daran arbeiten, Ihre Gedanken zu verändern.«

Es wird nicht so sein wie das letzte Mal, denke ich pflichtschuldig. Das hier ist etwas völlig anderes. Ich komme damit zurecht. Ich weiß, was ich tue. Ich habe alles im Griff.

In regelmäßigen Abständen öffnen sich die Schwingtüren neben mir und werfen Männer in Anzügen und Frauen in High Heels aus. Die Uniformen der Geschäftswelt. Ich sehe genauso aus wie sie, da bin ich mir fast sicher. Die neue Kurzhaarfrisur, der elegante Hosenanzug. Ich erkenne mich selbst kaum wieder, wenn ich in den Spiegel schaue. So soll es auch sein.

Ich sehe auf meine Uhr: noch fünfunddreißig Minuten. Ich werde mir noch fünf weitere gönnen und dann wieder hineingehen. So bleibt noch reichlich Zeit, mich noch einmal im Besprechungsraum umzusehen und mich zu vergewissern, dass alles vorbereitet ist. Cassie hat es sicher tadellos gemacht, wie immer, wenn sie etwas in die Hand nimmt, aber doppelt genäht hält besser. Die Flasche Wasser, die drei Gläser. Eine Schachtel Papiertaschentücher, diskret

und doch in Reichweite platziert. Man weiß nie, wann man sie vielleicht brauchen wird, selbst bei einem Mann.

Diesmal wird alles glattgehen.

Eine feuchte Haarsträhne klebt an meiner Stirn, und ich streiche sie zurück, wobei ich darauf achte, meine Foundation nicht zu verwischen. Ich darf nicht zulassen, dass meine professionelle Hochglanzfassade Risse bekommt – wer weiß, was sie darunter sehen könnten.

Einen Moment gebe ich mich der Vorstellung hin, dass der Tag anders verlaufen würde. Ich rausche zur Tür hinein und frage Cassie, wie ihr Wochenende war. Nehme die nächste Einladung zum Lunch oder zu einem Drink nach Feierabend an. Sitze mit einem anderen Menschen in einer Bar oder einem Café, anstatt mit meinem Laptop. Rede mit jemandem, egal mit wem, über etwas anderes als Neueinstellungen oder Budgets für Schulungen. Lasse mich auf andere Menschen ein, finde einen Draht zu ihnen. Lache vielleicht sogar. Es scheint so lange her zu sein, dass ich zuletzt gelacht habe – ich weiß gar nicht, ob meine Gesichtsmuskeln dazu noch in der Lage sind.

Aber dann erinnere ich mich – es muss so sein. Das ist meine Strafe. Und es ist weiß Gott weniger, als ich verdient habe. Ich straffe die Schultern und gehe zurück in die Lobby.

Ich war nur ein paar Minuten draußen, und schon empfinde ich die Klimaanlage als Erleichterung. Ich lasse die kühle Luft über die Haut meiner Arme streichen, bevor ich wieder in meine Jacke schlüpfte. Schon jetzt beginnen meine Nerven zu flattern. Dennoch halte ich erst einmal inne und

blicke mich staunend in der Lobby um, so wie jedes Mal. Zwei Stockwerke hoch, mit einem schwarzen Monolith aus Granit, der als Empfangstresen dient. Bodentiefe Fenster in Kombination mit Oberlichtern werfen Rauten aus Licht auf den glänzenden weißen Fußboden. Es ist über zwei Monate her, dass ich dieses Gebäude zum ersten Mal betreten habe, und ich habe mich immer noch nicht daran gewöhnt. Vielleicht werde ich mich nie daran gewöhnen.

Aber da ist noch jemand, der nicht hierhergehört – die britischen Vokale hallen durch den Raum. »Ich *habe* einen Termin«, sagt die Stimme.

Es gibt viele Briten bei Pearl Associates, es ist also nicht der Akzent, der die Aufmerksamkeit der anderen Leute in der Lobby auf sich zieht. Es ist ihre aufgeregte Stimme, und es ist ihr Outfit aus weiter Leinenbluse und Hose inmitten von Bleistiftröcken und frisch gebügelten Anzügen. Und obwohl der Wachmann an den Sicherheitsschranken mich mit grimmiger Miene beäugt, während ich meinen Ausweis hervorhole, verlangsame ich meinen Schritt, um die Frau genauer zu betrachten.

»Da liegt ganz offenbar ein Irrtum vor«, sagt sie. »Ich habe eine sehr lange Anreise hinter mir ...«

Die Frau am Empfang lächelt sie an, mit diesem eingefrorenen, überfreundlichen Lächeln, mit dem einem vermittelt wird, dass es der Person sehr recht wäre, wenn man ganz einfach verschwinden würde. »Wenn Sie bitte kurz Platz nehmen möchten, Ma'am ...«

»Ich heiße Maeve ...«, sagt die Frau verärgert.

Ich habe zu lange gezögert, und jetzt bezahle ich den

Preis dafür. Eine Schar Anzugträger hat sich an mir vorbeigemogelt, und sie halten ihre Ausweise an die Lesegeräte. Eine Serie von Piepsern übertönt die Antwort der Britin. Unwillkürlich sehe ich noch einmal auf die Uhr: noch neunundzwanzig Minuten. Kein Grund zur Panik.

Ich stelle mich an der Schranke mit den wenigsten Anzugträgern an – aber einer von ihnen hat Probleme mit seinem Ausweis. Ein hektisches Piepsen ertönt, und an der Plexiglasschranke leuchtet ein rotes Licht auf anstelle des grünen, das dem Öffnen der Schranke vorangeht. Ich unterdrücke ein Seufzen, als der Wachmann auf den Mann zugeht, um seine Papiere zu überprüfen, und wechsle zur nächsten Schranke.

»Sir! Sir!«

Jetzt hat der Anzugtyp vor mir auch Probleme. Der Wachmann wirkt allmählich gestresst.

»Können Sie mich nicht einfach durchlassen?«

»Wir gehören alle zusammen.«

»Ich komme noch zu spät ...«

Der Wachmann wendet sich ab und spricht in sein Funkgerät. Nach einer Pause legt er seinen eigenen Ausweis auf das Lesegerät. Die Schranke geht auf, und der Mann vor mir passiert sie, während der Wachmann schon zur nächsten Schranke geht, um dort den Prozess zu wiederholen.

Ich halte meinen Ausweis an die Glasfläche und trete vor. Wieder dieses wütende Piepsen. Das rote Licht. Ich gebe mir alle Mühe, ruhig zu bleiben. So etwas kann ich gar nicht gebrauchen. Nicht heute.

Inzwischen ist ein zweiter Wachmann aufgetaucht, und er winkt mich zu der Schranke am Ende der Reihe. Die Anzugtypen traktieren seinen Kollegen immer noch mit ihrem »Sir, Sir«, und ich lächle – ein mitfühlendes Lächeln, wie ich hoffe. »Sie sind heute echt nicht zu beneiden«, sage ich, aber er wirft nur einen flüchtigen Blick auf meinen Ausweis und winkt mich durch.

»Meiner funktioniert auch nicht«, sagt eine Stimme hinter mir. Die Britin. Sie hat es also doch geschafft, an der Empfangsdame vorbeizukommen. Jetzt greift sie in ihre Schultertasche. »Oh! Ich habe ihn gerade eingesteckt. Brauche ich ihn noch mal?«

Der Wachmann seufzt, während sie in den Tiefen ihrer Tasche kramt, und öffnet mit einem Ausdruck abgrundtiefen Überdrusses die Schranke ein weiteres Mal.

Ich höre ihre Schritte hinter mir, als ich die Lobby durchquere und den Aufzug ganz hinten auf der rechten Seite ansteuere. Er fährt die geradzahligen Stockwerke zwischen 20 und 30 an, und aus irgendeinem Grund, der wahrscheinlich mit einem komplizierten Algorithmus zu tun hat, den ich nicht verstehe, öffnet er seine Tür rund zehn Sekunden nach seinem Zwilling auf der linken Seite. Wenn man den richtigen Zeitpunkt erwischt, ist er meist leer. Wie auch heute.

Ich trete ein und drücke sogleich den Knopf für den 26. Stock. Es laufen immer noch Anzugtypen herum, und ich will der Gefahr zuvorkommen, dass sie den gleichen Weg nehmen. Ich brauche Ruhe, um nachzudenken, um das Drehbuch im Kopf noch einmal durchzugehen. Die Tür

gleitet zu, und in Gedanken bin ich schon bei der Aufgabe, die mir bevorsteht, als diese Stimme wieder ertönt.

»Verzeihung!«

Die Frau hinter mir streckt den Arm durch die Tür, die sich daraufhin wieder öffnet.

»Fährt der hier in den 26.?«

Ich nicke, doch sie wendet sich bereits ab, den Blick auf die Tür geheftet. Wenigstens ist sie keine Plaudertasche.

Ich drücke den Knopf, und die Tür schließt sich.

Es sind nur deine Gedanken, die deine Gefühle erzeugen, rufe ich mir in Erinnerung. Es ist nur eine weitere Mitfahrerin, und in einer Minute ist es vorbei.

Es könnte wesentlich schlimmer sein.

ZWEI

LONDON

Maeve, vor siebzehn Jahren

Maeve war durstig. Nicht weiter verwunderlich, schließlich saß sie schon geschlagene zwei Stunden und achtzehn Minuten auf dieser Bank und hatte seit dem Pub-Lunch mit Alistair nichts mehr getrunken. Ein Glas Orangensaft und einen Kaffee, mehr hatte sie nicht gehabt. Sie hatte mit gutem Beispiel vorangehen wollen. Alistair hatte trotzdem zwei Pints getrunken, obwohl er ursprünglich gesagt hatte: »Nur das eine« – wie ein Kind, das um einen Schokoladenkeks bittelt. Aber es war ihm gutgegangen, als sie sich verabschiedeten. Und ihr auch. Es wäre ihr immer noch gutgegangen ohne diese blöde Frau im Laden.

Maeve stand auf und streckte ihre Beine, ging ein paar Schritte nach links, dann wieder zurück. Sie durfte nicht riskieren, die Tür aus den Augen zu lassen. Zwei Leute waren vorhin dort herausgekommen, die an ihrer Kleidung als Angestellte zu erkennen waren – der Beweis, dass sie den Personaleingang richtig identifiziert hatte. Sie standen eine Weile herum und rauchten, ehe sie wieder hineingingen.

Noch hatte es keinen Schichtwechsel gegeben, aber das war ihr egal. Sie konnte warten.

Sie drehte den dünnen Papierfetzen zwischen den Fingern und ließ zu, dass die Wut wieder in ihr aufloderte. Oben war das Wort »Gutschein« aufgedruckt. Es ging ihr nicht ums Geld, es ging ihr ums *Prinzip*, um die schiere Ungerechtigkeit der ganzen Sache. Sie hatte dieses Top nie getragen. Sie hatte keine Zeit gehabt, es anzuprobieren, als sie es gekauft hatte, und hatte ihren Einkaufsbummel abgebrochen, um den Zug zurück nach Bristol nicht zu verpassen. Aber als sie es dann zu Hause anzog, merkte sie sofort, dass es ihr überhaupt nicht passte. Die Ärmel zu kurz, um die Brust zu eng. Und die Farbe stand ihr auch nicht – sie ließ ihre ohnehin schon blasse Haut anämisch aussehen und verwandelte das Honigblond ihrer Haare in Strohblond. Sie hatte es gleich wieder ausgezogen und in die Tüte gestopft, mitsamt der Quittung, um es bei ihrem nächsten Besuch in London zurückzugeben.

Sie merkte, dass sie mit den Zähnen knirschte, und zwang sich, ihren Kiefer zu entspannen. Von dem Augenblick an, als sie die Frau im Laden erblickte, hatte sie gewusst, dass sie Ärger machen würde.

»Die Nächste«, hatte sie gerufen – kein »Bitte«, kein Lächeln. Sie hatte schwarz gefärbte Haare, zu einem strengen Pferdeschwanz gebunden, und harte Falten um den Mund, dabei war sie bestimmt nicht älter als fünfundzwanzig.

Maeve legte die Tüte auf den Tresen und erklärte, dass sie den Einkaufspreis erstattet haben wollte. Sie war höflich, sagte »bitte«, weil sie schließlich gut erzogen war – und

das, obwohl sie die Kundin war und die Kundin doch immer recht hatte.

Die Frau befragte das Top. »Das ist getragen«, sagte sie.

»Ich habe es anprobiert und gleich wieder ausgezogen. Wie ich Ihnen bereits sagte, es passt mir nicht.«

Die Frau deutete mit einem Acrylfingernagel auf den Halsausschnitt. »Das Sicherungsetikett fehlt.«

»Ach wirklich?« Maeve schaute auf die Stelle, auf die der Finger zeigte. »Dann muss Ihre Kollegin es abgenommen haben, als ich es gekauft habe.«

»Das machen wir nicht. Sie brauchen das Etikett für eine Rückerstattung.«

Maeve atmete tief durch und versuchte die aufsteigende Verärgerung zu ignorieren. »Aber ich habe den Kassenzettel. Da stehen alle Angaben drauf.«

»Darum geht es nicht. Ohne das Sicherungsetikett kann ich einen Artikel nicht zurücknehmen. Sonst könnten Sie das Top einfach tragen und es dann zurückbringen und sich das Geld erstatten lassen.« Die Frau legte den Kopf schief und fixierte Maeve mit zusammengekniffenen Augen. »Nicht wahr?«

Maeve spürte, wie ihr Nacken unter den Blicken der anderen Kundinnen warm wurde. »Nein«, sagte sie und straffte sich. »Das könnte ich nicht, weil ich weder eine Lügnerin noch eine Betrügerin bin.« Hinter sich hörte sie das Publikum amüsiert glucksen. »Und im Übrigen hat mir das Teil nicht gepasst, wie ich Ihnen bereits sagte. Also, bekomme ich jetzt mein Geld zurück, oder möchten Sie die Abteilungsleiterin holen?«

Doch inzwischen war schon eine ältere Frau hinter dem Tresen aufgetaucht, die das Top übertrieben sorgfältig inspizierte. Maeve nahm halb bewusst wahr, dass sie mit ihr redete, doch sie wandte den Blick nicht von der Frau mit den Acrylnägeln. »Geschäftsgrundsätze«, sagte die Frau. »... unter den Umständen ... der Zustand der Ware ...« Miss Acryl starrte zurück, die Oberlippe gekräuselt, als ob Maeve in etwas Unappetitliches getreten wäre. »... aber in diesem Fall« – die Tonlage der Abteilungsleiterin suggerierte, dass sie zum krönenden Abschluss ihrer Überlegungen gelangt war, »... bin ich gerne bereit, Ihnen auf Kulanzbasis einen Gutschein auszustellen.«

Da lag ein Zettel auf dem Tresen. Maeve konnte ihn aus dem Augenwinkel heraus sehen, wie eine weiße Fahne, die ihr entgegengereckt wurde. Sie schob die Hand darüber, den Blick immer noch auf Miss Acryl geheftet, um sich das Gesicht so einzuprägen, dass sie es auch ganz bestimmt wiedererkennen würde. Dann sah sie die Abteilungsleiterin an und lächelte. »Vielen Dank für Ihre Hilfsbereitschaft«, sagte sie.

Jetzt ging ihr Blick zur Uhr. Kurz nach halb fünf. Der Laden schloss erst um sieben. Würde es vorher noch einen Schichtwechsel geben? Aber selbst wenn, hieß das noch nicht, dass Miss Acryl dann Schluss machte. Sie könnte auch bis Ladenschluss bleiben oder noch länger. Vielleicht musste sie noch die Umkleidekabinen aufräumen oder die Kleiderstände auffüllen.

Du könntest es einfach auf sich beruhen lassen, sagte eine Stimme in ihrem Kopf. Aber sie wusste, wem diese

Stimme gehörte, und sie hatte nicht vor, auf sie zu hören. Die Dinge auf sich beruhen zu lassen, brachte nichts als Ärger. Ihre Mutter hatte diese Lektion mühsam lernen müssen, und Maeve war entschlossen, ihre Fehler nicht zu wiederholen. Sie drehte den Kopf hin und her, um ihre Nackenmuskeln zu lockern, und nahm wieder auf der Bank Platz.

Es war 16.47 Uhr, als die Tür wieder aufging. Als Erste kamen zwei Frauen heraus, beide mit identischen Glatthaarfrisuren, jede über ihr Smartphone gebeugt. Maeve rutschte ein Stück vor und schlang sich den Riemen ihrer Tasche über die Schulter, um sofort aufspringen zu können.

Und dann sah sie sie.

Miss Acryl trug eine kurze rote Jacke über einer Bootcut-Jeans, die Haare immer noch zu diesem fiesen Pferdeschwanz gebändigt. Sie war allein und schritt zügig aus, als ob sie es eilig hätte. Maeve sah zu, wie sie bis zur Ecke ging und sich dann nach rechts wandte, zur Haupteinkaufsstraße. Sie stand auf und folgte ihr.

Die Gehsteige waren immer noch voller Menschen, die ihre Samstagseinkäufe erledigten, doch Maeve blieb gelassen. Die rote Jacke und die gefärbten Haare waren leicht im Auge zu behalten, während sie sich zwischen Grüppchen von Teenagern, jungen Familien und Frauen, die sich zum Shoppen und Kaffeetrinken trafen, hindurchschlängelte. War Miss Acryl auf dem Weg nach Hause? Vielleicht, um zu duschen und sich umzuziehen, weil sie heute Abend noch ausgehen wollte? Vielleicht legte sie sich schon die

Geschichte zurecht, die sie ihren Freundinnen erzählen würde, über die arrogante Schnepfe, die sie heute Nachmittag vor allen Leuten gedemütigt hatte. Vielleicht dachte sie, dass sie beeindruckt sein würden.

Das Gedränge wurde dichter, als sie sich dem U-Bahneingang näherten. Maeve erhaschte einen Blick auf die Jacke und strebte darauf zu. An ihrer Position erkannte sie, dass Miss Acryl die Treppe nehmen würde. Eine längere Fahrt also. Höchstwahrscheinlich nach Hause.

Sie schlängelte sich geschickt durch die Menge, froh um ihre jahrelange Erfahrung mit den Londoner Verhältnissen – ihre Fähigkeit, die Lücken zu erspähen, die gerade groß genug waren, um hindurchschlüpfen zu können, ohne dass sich jemand beschwerte. Sie wollte auf keinen Fall riskieren, ihr Opfer aus den Augen zu verlieren.

Was willst du sagen, wenn du sie eingeholt hast?, fragte die Stimme in ihrem Kopf. Was genau willst du damit erreichen?

Ich werde sie in Verlegenheit bringen, entgegnete sie stumm. Ich werde ihr klarmachen, wie unverschämt und unmöglich ihr Verhalten ist, und dass sie so nicht mit den Leuten reden kann. Ich werde sie zwingen, sich bei mir zu entschuldigen, und das vor lauter wildfremden Leuten.

Sie hatte die Schalterhalle erreicht, und da war Miss Acryl, an den Sperren zur Central Line. Maeve steckte ihre Travelcard in das Lesegerät und schlüpfte durch die Schranke. Miss Acryl war schon auf der Rolltreppe und stieg auf der linken Seite die Stufen hinunter. Maeve umkurvte ein trödelndes älteres Paar und folgte ihr mit ein paar Schritten Abstand. Sie würde warten, bis sie den Bahnsteig erreicht

hatte, ehe sie sie zur Rede stellte. Bis sie mit einem aufmerksamen Publikum rechnen konnte.

Sie hatten jetzt das Ende der Rolltreppe erreicht, und Miss Acryl wandte sich nach links, zum Bahnsteig Richtung Osten. Maeve erhaschte einen Blick auf ihr Gesicht, als sie um die Ecke bog, ein permanentes spöttisches Lächeln auf den dünnen Lippen. So hatte sie Maeve angeschaut, als sie sie beschuldigt hatte, nicht die Wahrheit über das Top zu sagen.

Als ob ich etwas wäre, das an ihrer Schuhsohle klebt, dachte Maeve und ballte unwillkürlich die Fäuste.

Sie würde von hinten an sie herantreten, sodass sie keine Zeit hätte, sich vorzubereiten. Ihr auf die Schulter tippen. Und ihr dann gnadenlos die Meinung geigen, dort, auf neutralem Boden.

Auf dem Bahnsteig herrschte reger Betrieb – laut der Anzeige würde der nächste Zug in vier Minuten eintreffen. Miss Acryl ging weiter, vermutlich, um an einer Stelle einzusteigen, wo sie an ihrem Ziel dem Ausgang am nächsten sein würde. Maeve war jetzt näher dran. Sie sah diesen affigen Pferdeschwanz hin und her schwingen. Wenn sie die Hand ausstrecken würde, könnte sie ihn packen.

Abrupt blieb Miss Acryl stehen und wandte sich nach links. Sie hatte eine Lücke in der Schlange entdeckt, die an der Bahnsteigkante wartete. Maeve verlangsamte ihren Schritt und schlüpfte hinter ihr in die Lücke. Die Tafel zeigte jetzt drei Minuten bis zur Ankunft des Zuges. Genug Zeit, um ihr zu sagen, was sie von ihr hielt.

Maeve streckte die Hand aus, um ihr auf die Schulter zu tippen.

»Entschuldigung, könnte ich bitte ...?«

Etwas schlug gegen Maeves linken Fuß, und sie drehte sich um, die Hand halb erhoben. Eine Frau mit einem Buggy, in dem ein pummeliges Kind saß, versuchte sich zur Bahnsteigkante vorzudrängeln.

»O Gott, das tut mir leid! War das Ihr Fuß?« Die Frau wirkte gehetzt, das Kind schien den Tränen nahe.

»Nichts passiert«, murmelte Maeve. Die Frau tat ihr leid, und sie wich aus, um ihr Platz zu machen. Die Anzeige sprang von drei Minuten auf zwei.

Vor dem Buggy drehte sich ein groß gewachsener Mann in einer hellbraunen Jacke um. »Alles in Ordnung? Warten Sie ...« Er versuchte zur Seite auszuweichen, aber der Platz reichte nur für einen Schritt. Einige der Umstehenden blickten sich mit teilnahmevollen Mienen um, doch der Bahnsteig war zu vollgepackt, und sie konnten nicht mehr tun.

Bis auf eine Person.

Miss Acryl hätte nach rechts ausweichen können. Da war noch ein wenig Luft. Nicht viel, aber es hätte der Frau mit dem Kinderwagen ermöglicht, sich dazwischenzuschieben. Genug Platz, um ihr die Chance zu geben, gleich einzusteigen, wenn die Türen sich öffneten, anstatt vom Ansturm der Reisenden nach hinten abgedrängt zu werden. Aber Miss Acryl starrte unbewegt vor sich hin und ignorierte die Situation.

Maeve spürte, wie der Zorn wieder in ihr aufwallte. *Natürlich* würde diese schreckliche Frau nicht Platz machen. *Natürlich* würde sie dort stehen bleiben und so tun, als ob

sie den Kinderwagen nicht sähe. Wenn sie zur Seite ausweichen würde, müsste sie die Frau mit dem kleinen Kind zuerst einsteigen lassen. Und damit würde sie vielleicht die einmalige Chance vergeben, sich den letzten verbliebenen Sitzplatz zu sichern. Und was waren denn schließlich gute Manieren angesichts eines solchen Risikos? Was waren schon Anstand und Rücksichtnahme im Vergleich zu der Aussicht, die fünf Minuten oder so bis zu ihrer Haltestelle im Sitzen verbringen zu können?

Es hatte keinen Sinn, mit so jemandem zu reden. Maeve hätte es wissen müssen. Der Pferdeschwanz war direkt vor ihr, er baumelte über der roten Jacke, jedes einzelne Haar fest, ganz fest in ein pinkfarbenes Band gesteckt. Es hatte dieselbe Farbe wie die Fingernägel, die auf den Halsauschnitt des Tops getippt hatten. *Das ist getragen.*

Maeve sah nach links und nach rechts. Niemand schaute sie an. Sie würde nur eine Sekunde dafür brauchen. Schon spürte sie sie, die scharfen Kanten der Schulterblätter unter der Baumwolljacke. Den kurzen Moment des Widerstands, dann das Loslösen.

Das kannst du nicht machen, Maeve.

Die Stimme war so deutlich, als ob er es ihr ins Ohr gesagt hätte. Aber sie hatte jetzt keine Zeit, sich über seine Reaktion Gedanken zu machen.

Sie sah über ihre linke Schulter, dann über die rechte. Da war die Überwachungskamera. Wenn sie die Hand tief genug ansetzte, würde die Bewegung von der Menschenmenge verdeckt werden. Also das Kreuz, nicht die Schultern. Nur ein kleiner Schubs.

Das kannst du nicht machen. Du hast es versprochen.

Maeve ballte die Fäuste, öffnete sie wieder, bewegte die Finger auf und ab.

Du hast es versprochen.

Nur ein einziger kleiner Schubs.

DREI

NEW YORK

Jetzt

Kaum hat sich der Aufzug in Bewegung gesetzt, der mich dem Meeting näher bringt, da wird mir klar, dass ich die Sache schon vermasselt habe.

Ich hätte auf einer Vorbesprechung mit Leo bestehen und klarstellen sollen, wie ich mir den Ablauf vorstelle. Ich habe es zwar versucht, aber nicht entschlossen genug. Es kostete ihn nicht viel Mühe, mich davon abzubringen – mit diesem verwunderten Blick, der suggerierte, dass ich aus einer Mücke einen Elefanten machte. »Ich folge einfach Ihrem Beispiel«, sagte er. »Ich sage nichts, solange Sie mich nicht dazu auffordern.« Dieses Lächeln – mit diesen makellosen Zähnen, wie sie sie hier alle haben.

Ich habe ihm seinen Willen gelassen, und jetzt ist es zu spät. Denn was ist, wenn Jay ihm eine Frage stellt? Das würde ich an seiner Stelle tun. Ich würde ihn zwingen, sich zu erklären. Wir hätten das alles durchgehen sollen, hätten seine Antworten einstudieren sollen, um sicherzugehen, dass er den richtigen Ton trifft.

Achte Etage, meldet der Aufzug. Der »Elevator«, wie sie hier sagen, und nicht »Lift« wie bei uns. Ich erinnere mich an den Spruch, dass England und die USA zwei Länder sind, die durch eine gemeinsame Sprache getrennt sind. Ich falle auf, wenn ich die falschen Ausdrücke benutze, und dazu kommt noch mein Akzent, aber daran kann ich kaum etwas ändern. Es erinnert die Leute daran, wo ich herkomme. Und das ist das Letzte, was ich will.

Konzentrier dich.

Ich sehe wieder auf die Uhr: noch sechsundzwanzig Minuten. Reichlich Zeit.

Sechsundzwanzig Minuten. Der sechsundzwanzigste Stock. Dorthin will auch die andere Frau. Ich betrachte ihren Hinterkopf. Sie hat ihre blonden Haare zu einem Knoten gebunden, gehalten von einer schlichten Silberspange, die ein bisschen schief sitzt. Als ich noch lange Haare hatte, hat es Matt immer am besten gefallen, wenn ich sie offen trug.

Matt. Ich kann immer noch nicht fassen, dass er mich angerufen hat, und ausgerechnet gestern Abend. Die ganze Zeit Funkstille, und dann aus heiterem Himmel dieser Anruf. Fragt mich, wie es mir geht, wie ich mich einlebe. Es brachte mich aus dem Konzept, seine Stimme wieder zu hören, und trotz allem, was passiert war, merkte ich, wie ich der Versuchung zu erliegen drohte, darauf einzugehen – einfach nur, um mit jemandem zu reden, der mich kennt. Mein wahres Ich, meine ich, nicht nur meine Stellenbeschreibung. Aber ich habe es nicht getan. Ich erfand irgendeine Ausrede, sagte, ich müsse jetzt Schluss machen, weil ich mit Freunden zum Abendessen verabredet sei. »Dann

entschuldige bitte die Störung«, sagte er beleidigt, und das brachte mich wieder zur Besinnung.

Das Licht flackert. Wenigstens habe ich den Eindruck. Ich blicke zur Decke hoch. Neun Punktstrahler leuchten da gleichmäßig vor sich hin, ihr Licht spiegelt sich in den Metallwänden der Kabine. So sieht es überall aus in diesem Gebäude – gebürsteter Stahl, glänzendes Metall, viel Weiß, klare Kanten, glänzende Oberflächen. Ganz anders als zu Hause bei Holbrooke and Dean. Vielleicht lassen sie das Londoner Büro irgendwann einmal renovieren. Oder vielleicht schließen sie es einfach. Matt war immer überzeugt, dass das der Plan sei, auch wenn mir das nie einleuchten wollte. »Wieso sollten sie eine Londoner Firma kaufen, nur um sie dann zu schließen?«, fragte ich ihn bei einem unserer vielen Gespräche über das Thema. »Es ist ja nicht so, als ob wir ihnen Kunden abspenstig machen würden.«

»Warten wir's einfach ab«, erwiderte er. Es sollte rätselhaft klingen, aber da war ich schon längst dahintergekommen, dass rätselhafte Bemerkungen bei Matt zumeist bedeuten, dass er keine Ahnung hat, wovon er spricht.

Das Licht flackert wieder. Diesmal bin ich mir sicher. Die andere Frau schaut jetzt auch nach oben.

V-v-v-vierzehnte Etage, stottert die Aufzugsstimme.

Die Frau dreht sich um, und ich versuche, nicht beunruhigt zu wirken. »Ist das normal?«, fragt sie.

»Ich bin sicher, dass es nichts weiter ist«, sage ich und schlüpfe unwillkürlich in die Rolle der Gastgeberin. »Wahrscheinlich nur eine kleine Störung in der ...«

Und dann geht das Licht aus.

VIER

BRISTOL

Maeve, vor siebzehn Jahren

Maeve drehte den herzförmigen Anhänger an ihrem Armband zwischen den Fingern und vermied es, den Mann anzusehen, der ihr gegenüber saß, während sie überlegte, wie sie ihre Antwort formulieren sollte.

»Ich werde manchmal sehr wütend«, sagte sie. »Ich möchte das besser unter Kontrolle haben.«

Das war es, was sie nach dem Vorfall in der U-Bahn veranlasst hatte, zum Telefon zu greifen. Sie hatte die Nacht wachgelegen und diese Augenblicke auf dem Bahnsteig ein ums andere Mal durchgespielt. Wie dicht sie dran gewesen war. Sie konnte fast die Schreie hören, das Kreischen der Bremsen, konnte fast sehen, wie diese glänzenden Fingernägel sich nach der Bahnsteigkante reckten. Ein Teil von ihr war enttäuscht, dass sie die Frau nicht gestoßen hatte. Sie hätte es allemal verdient gehabt.

Aber sie wusste, dass es nicht richtig war, so zu denken. Sie hatte erlebt, was für einen Schaden eine solche Wut anrichten konnte. Und obwohl sie selbst ganz anders war – sie

hackte nicht auf Leuten herum, die kleiner oder schwächer waren als sie, auf Leuten, die nichts Falsches getan hatten –, wusste sie, dass Ali sich dennoch deswegen sorgte. Sie konnte es manchmal in seinen Augen sehen, in der Art, wie er sie anschaute, wenn sie sich über irgendetwas aufregte. Also ob sie ihn an jemand anderen erinnerte. Beim bloßen Gedanken daran wurde ihr übel.

Gleich am nächsten Morgen hatte sie die Praxis von Dr. Paul Morgan angerufen – seine Website war bei der AltaVista-Suche mit den Stichworten »Psychotherapeut« und »Bristol« der erste Treffer. Jetzt fragte sie sich, ob es ein Fehler gewesen war.

»Haben Sie das Gefühl, dass Sie Ihre Wut nicht unter Kontrolle haben?« Er saß ihr direkt gegenüber und fixierte sie mit einer solchen Intensität, dass sie nervös in ihrem Ledersessel hin und her rutschte.

Sie nickte. Das hatte sie doch gerade gesagt, oder?

»Warum empfinden Sie das so?«

Sie räusperte sich, um Zeit zu gewinnen, ihre Worte zu wählen. »Manchmal verliere ich die Beherrschung.«

»Manchmal oder oft?«

»Manchmal.«

»Verlieren wir nicht alle manchmal die Beherrschung?«

Er lächelte sie an. Nahm er sie überhaupt ernst? Oder war es denkbar, dass er sie absichtlich provozierte? Weil er herausfinden wollte, wie man sie wütend machen konnte?

»Wahrscheinlich. Aber es ist mir unangenehm, wenn mir das passiert. Wie gesagt, ich würde gerne lernen, es unter Kontrolle zu bringen.«

»Erzählen Sie mir vom letzten Mal, als Sie die Beherrschung verloren haben.«

Seine Augen waren blau, wie sie jetzt bemerkte. Mit Fältchen in den Augenwinkeln, als ob er viel lachte. Sein Hemd war weiß und frisch gebügelt. Alles an ihm war sauber.

»Ich habe auf die U-Bahn gewartet.«

Er nickte, während sie redete, und machte sich ab und zu eine Notiz auf dem Block, den er auf den Knien hielt. Sie fragte sich, was er da schrieb. *Hat schwer einen an der Waffel*, vermutlich.

Als sie geendet hatte, sagte er: »Und Sie hatten diese Frau noch nie zuvor gesehen?«

»Nein. Sie stand einfach vor mir auf dem Bahnsteig.«

Er machte sich wieder eine Notiz. »Sie sagten, sie sei ›rücksichtslos‹ gegenüber der Frau mit dem Kinderwagen gewesen. War es das, was Sie wütend machte?«

Sie nickte. »Es war einfach unnötig. Sie hätte so leicht helfen können. Es hätte gereicht, wenn sie einen Schritt zur Seite getreten wäre. Aber es war ihr egal. Sie dachte einzig und allein an sich.«

»Haben noch andere Menschen in Ihrem Leben sich so verhalten? Als ob sie einzig und allein an sich selbst dächten?«

Sie versteifte sich. »Was? Nein. Ich meine, ich verstehe nicht, was das zur Sache tut.«

Eine Pause, und dann: »Hat diese Frage Sie verunsichert?«

Sie versuchte zu lachen. »Ich bin nicht verunsichert. Ich verstehe nur nicht, wozu das gut sein soll. Ich sagte Ihnen

doch, alles, was ich brauche, sind ein paar Tipps, ein paar Techniken ...«

»Um Ihre Wut unter Kontrolle zu bringen, ja.« Er schwieg eine ganze Weile, ehe er fortfuhr. »Kommen wir noch einmal auf diese Frau am Bahnsteig zurück. Schildern Sie mir, was Sie empfunden haben, als sie sich weigerte, Platz zu machen.«

»Wie ich schon sagte, es machte mich wütend.« Er wartete, offenbar wollte er mehr hören. »Ich hatte das Gefühl, etwas tun zu müssen.«

»Etwas tun zu müssen?«

»Um ihr klarzumachen, dass sie sich nicht so benehmen darf.«

»Und was haben Sie dann gemacht?«

»Ich ...« Ihre Finger tasteten nach ihrem Armband, berührten eines der silbernen Herzen, die daran hingen. »Nichts. Ich habe nichts gemacht.«

»Und dennoch sind Sie hier«, sagte er, »und erklären mir, dass Sie lernen wollen, ihre Wut unter Kontrolle zu bringen.«

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, legte seinen Stift auf den Notizblock und bedeckte ihn mit einer Hand. Ihr fiel auf, dass seine Fingernägel gerade und kurz waren. Er war älter, als sie anfangs gedacht hatte, mit silbernen Strähnen an den Schläfen.

Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Sollte sie es brechen – ihm sagen, was sie gedacht und gefühlt hatte, als sie auf diesem Bahnsteig stand? Es war eine beängstigende Vorstellung, sich auf diese Weise zu öffnen. Aber was hatte

ihr Besuch hier für einen Sinn, wenn sie ihm nicht die Chance gab, ihr zu helfen?

Sie schluckte. »Okay, Sie haben recht. Ich habe darüber nachgedacht, ihr etwas anzutun.«

Sie wartete darauf, dass er etwas sagte, doch er nickte nur und bedeutete ihr, fortzufahren.

»Sie war direkt vor mir, ganz vorne an der Bahnsteigkante. Ich habe daran gedacht, sie zu stoßen.«

»Und was haben Sie dann gemacht?«

Sie senkte den Blick, rückte eines der Herzen zurecht, sodass es flach auf ihrem Handgelenk lag. »Es war nur für eine Sekunde, aber es – hat mich erschüttert. Ich hatte das Gefühl, dass ich kurz davor gewesen war, es wirklich zu tun – einfach die Hand auszustrecken und ihr einen Stoß zu versetzen. Also bin ich gegangen. Und da habe ich beschlossen, dass ich mir Hilfe holen sollte. Dass ich mit jemandem darüber reden sollte.«

Es war eine Erleichterung, es auszusprechen, wie ihr in diesem Moment bewusst wurde. Sie hatte ihr Problem abgegeben. Und dieser Mann war ein Experte – jemand, der etwas von diesen Dingen verstand. Er konnte ihr sagen, wie sie es in Ordnung bringen konnte.

Er stellte die Beine nebeneinander. »Für mehr haben wir heute keine Zeit, Maeve. Aber Sie haben die richtige Entscheidung getroffen. Sagen Sie an der Anmeldung Bescheid, dass ich Sie in einer Woche wiedersehen möchte.«

Sie starrte ihn an. »Das ist alles?«

»Vorläufig, ja. Sie haben einen wichtigen ersten Schritt

gemacht. Ich glaube, wir werden richtig gut zusammenarbeiten.« Er lächelte sie wieder an, mit einer Herzlichkeit, die echt wirkte. Die Fältchen in seinen Augenwinkeln vertieften sich dabei, wie sie es vorhergesehen hatte. Gegen ihren Willen verspürte sie ein Kribbeln im Bauch, als sie zur Tür ging.

»Maeve?«

Sie drehte sich um und sah, dass er hinter ihr stand, die Hand ausgestreckt. In der Mitte seines Handtellers lag ein kleines silbernes Herz mit einem Einsatz aus blauer Emaille – einer der Anhänger von ihrem Armband.

»Das haben Sie verloren.«

Sie nahm es ihm ab. Seine Haut war warm und trocken an ihren Fingerspitzen, und der Kontakt dauerte einen Sekundenbruchteil länger als nötig.

Am Empfang machte sie einen Termin für die kommende Woche.

FÜNF

NEW YORK

Jetzt

Ein Ruckeln, ein Schaben wie von Metall auf Metall. Ich packe die Haltestange, aber es ist schon vorbei. Das Licht flackert wieder auf. Der Aufzug bewegt sich nicht mehr. Keinen Millimeter.

Die andere Frau steht in der Ecke gegenüber von mir, die Arme ausgestreckt, die Handflächen flach auf die Wände gelegt.

»Sind Sie okay?«, frage ich sie.

Beim Klang meiner Stimme fährt sie zusammen, stößt sich von der Wand ab und ergreift ihre Tasche, drückt sie sich an die Brust wie ein Baby, das sie beschützen muss.

»Tut mir leid«, sage ich, obwohl ich mir nicht sicher bin, wofür ich mich eigentlich entschuldige. »Sind Sie okay?«, frage ich noch einmal.

»Ja, alles in Ordnung«, sagt sie, schüttelt dabei aber kaum merklich den Kopf. Sie hält immer noch ihre Tasche umklammert. Vielleicht fürchtet sie, ich könnte sie ausrauben.

»Sind Sie Britin?«, fragt sie, und es klingt wie ein Vorwurf.

Ich nicke, auch wenn ich nicht glaube, dass unsere gemeinsame Nationalität gerade unsere oberste Priorität ist. An der Wand ist eine Digitalanzeige, auf der eben noch ein rhythmisch blinkender Pfeil über einer Stockwerksnummer zu sehen war. Jetzt ist das Display leer. Das kann nichts Gutes bedeuten.

»Es geht bestimmt jeden Moment weiter, da bin ich mir sicher«, sage ich, ebenso sehr zu meiner wie zu ihrer Beruhigung.

»Woher wissen Sie das?«

Ihr Tonfall ist scharf, und ich bemühe mich, keine Reaktion zu zeigen. Sie ist besorgt, das ist alles. Das kann ich ihr nicht verübeln.

»Das hier ist ein richtiges Hightech-Gebäude. Alles wird überwacht. Die werden bestimmt gleich einen Techniker darauf ansetzen. Wir werden wahrscheinlich jeden Moment von ihnen hören.«

Wir schauen beide erwartungsvoll auf das Bedienfeld. Oben über der doppelten Reihe von Tasten ist ein Lautsprecher eingebaut. Eine Sekunde vergeht, zwei, drei. Der Lautsprecher bleibt stumm.

»Ich drücke mal zur Sicherheit den Alarmknopf«, sage ich und nehme die Hand von der Haltestange. Der Aufzug wird ja nicht gleich mehrere Stockwerke in die Tiefe rasen, nur weil ich sie losgelassen habe. Oder?

Ich gehe auf das Bedienfeld zu und versuche einen selbstsicheren Eindruck zu machen, während ich auf den Knopf mit dem Klingelsymbol drücke. Nichts passiert. Ich drücke

noch einmal, und diesmal lasse ich den Finger drauf und zähle bis drei, ehe ich ihn loslasse.

»Es läutet wahrscheinlich im Kontrollraum«, sage ich.
»Nur, dass wir das hier nicht hören können.«

Ich drehe mich nicht um, um zu sehen, ob die Erklärung sie mehr überzeugt als mich. Stattdessen beuge ich mich zu dem Lautsprecher hinab. »Hallo?«, sage ich und komme mir dabei irgendwie albern vor. Aber da ist doch bestimmt ein Mikrofon. Da muss eins sein – in diesem Gebäude ist alles auf dem neuesten Stand der Technik.

Doch es kommt keine Antwort.

»Gibt es hier eine Kamera?«, fragt sie und starrt mich an. Sie hält die Tasche immer noch an ihre Brust gedrückt.

Irgendetwas an ihrem Gesichtsausdruck irritiert mich, aber ich kann nicht genau sagen, was es ist. Kann es sein, dass sie ernsthaft befürchtet, ich könnte ihr die Tasche entreißen, wenn es keine Videoüberwachung gibt?

Ich folge ihrem Blick hinauf zur Decke. Die Punktstrahler leuchten blendend hell. Das Ding ist so klein, dass ich es nicht gleich entdecke. Aber dort, ganz in der Ecke, schaut eine Scheibe unter der Decke hervor, die Seiten aus dem gleichen gebürsteten Stahl wie die Wände des Lifts. An der Unterseite wölbt sich eine Glaskugel.

Ich deute darauf. »Sie wissen, dass wir hier drin sind.« Ich winke zu der Kamera hinauf und lächle, wie um zu beweisen, dass ich ein anständiger Mensch bin und es verdient habe, aus einem steckengebliebenen Aufzug gerettet zu werden. Wahrscheinlich trifft das zumindest auf die andere Frau zu.

»Funktioniert die?« Sie tritt einen Schritt näher. Sie hält

die Tasche so fest gepackt, dass ihre Knöchel sich weiß von dem Leder abheben. »Müsste da nicht ein Licht sein oder so?«

Ich weiche zurück, näher zur Kamera, und wahre die Distanz zwischen uns, in der Hoffnung, damit zu signalisieren, dass ich keine Bedrohung darstelle. Sie hat recht – da ist kein Licht, aber hat das etwas zu bedeuten? Ich habe keine Ahnung. Ich greife in meine Jackentasche, ziehe mein Handy hervor und halte es hoch. »Ich rufe mal am Empfang an.«

Ich suche die Nummer in meiner Kontaktliste und tippe aufs Display, um anzurufen. Lange Zeit passiert nichts, und ich halte den Atem an. Dann läutet es, und Erleichterung durchflutet mich. Ich lächle die blonde Frau an. »Wie heißen Sie? Ich sage denen, dass Sie auch hier drin sind.«

»Pearl Associates«, tönt es aus dem Handy. »Was kann ich für Sie tun?«

Ich erkenne die Stimme. »Sheri, ich bin's, Cerys. Lachen Sie nicht, aber ich ...«

»Pearl Associates?«

»Hi, Sheri. Können Sie mich hören ...?«

»Es tut mir leid, ich kann Sie nicht hören.«

Ich nehme das Telefon vom Ohr und schaue aufs Display. Nur ein Balken. Ich wechsle auf die andere Seite der Kabine und versuche es noch einmal. »Sheri, hier ist Cerys. Cerys ...«

Aber sie ist weg. Mein Blick fällt auf die Uhr auf dem Display. Zweiundzwanzig Minuten bis zum Termin. Die Unruhe legt sich mir wie ein Bleigewicht auf den Magen.

»Es gibt hier fast kein Netz«, sage ich. Eigentlich wollte

ich sie beruhigen, merke aber zu spät, dass ich wahrscheinlich genau das Gegenteil erreicht habe. Ich hebe das Handy zur Decke und fixiere das Display. Der eine Balken verschwindet ganz.

Sie beobachtet mich schweigend, aber immerhin hat sie die Tasche losgelassen. Sie hängt jetzt an ihrer Schulter, anscheinend nicht länger in Gefahr, geraubt zu werden. Vielleicht habe ich durch den Anruf – auch wenn er letztlich erfolglos war – wenigstens beweisen können, dass ich keine Handtaschenräuberin bin.

Ich gehe in der Kabine umher, wobei ich mich von ihr abwende, um sie nicht noch nervöser zu machen. Drei Schritte zur hinteren Wand, drei zur Seite, drei nach vorne und wieder zurück. Im Gehen hebe und senke ich das Handy. Der Balken erscheint, verschwindet, taucht wieder auf.

Direkt unter der Kamera sind wir wieder bei einem Balken. Ich versuche es erneut, aber diesmal gibt das Handy auf, bevor es überhaupt geläutet hat, mit einem matten Piepsen, das wohl so viel bedeutet wie »Vergiss es, keine Chance«. Ich unterdrücke einen Fluch.

»Möchten Sie es mit Ihrem versuchen?«, frage ich. Inzwischen bin auch ich beunruhigt. Was, wenn ich hier steckenbleibe und Leo das Meeting ohne mich durchzieht? Was, wenn er es nicht richtig anpackt? Was, wenn Jay dort zur Tür rausgeht und ...

»Mein Akku ist leer«, sagt sie stirnrunzelnd. »Ich dachte, ich hätte ihn gestern aufgeladen, aber offenbar funktioniert mein Adapter nicht. Ich wollte vorhin meine Nachrichten checken, aber das Handy ließ sich nicht mal einschalten.«

Die Erinnerung an die Szene am Empfang lenkt mich vorübergehend ab. *Wir müssen den Kreislauf der negativen Gedanken durchbrechen*, das bekomme ich immer von Dr. Welmar zu hören. Also greife ich den Faden auf.

»Ich habe Sie dort am Empfang gesehen. Es hörte sich an, als hätten Sie Probleme.«

Sie senkt den Blick. »Es war ein Missverständnis.«

»Es ist komisch«, sage ich. »Zwei Britinnen stecken in New York im Aufzug fest. Klingt wie der Anfang von einem Witz.«

Sie lässt den Anflug eines Lächelns sehen, doch ihr Blick ist argwöhnisch. Ich merke, dass sie keine Lust hat, mir zu erzählen, was da los war. Es macht mich aber neugierig, also hake ich nach. »Sie sagten, Sie hätten eine lange Anreise hinter sich. Sie sind doch nicht eigens für ein Meeting vom UK hergeflogen?«

Wieder bemerke ich den weit geschnittenen Leinenanzug, die langen hochgesteckten Haare. Diese Tasche, um die sie so besorgt ist. Ich würde schätzen, dass sie ein paar Jahre älter ist als ich, und sie sieht nicht aus wie eine Geschäftsfrau. Aber sie strahlt eine Entschlossenheit aus, die nicht recht zu ihrer legeren Erscheinung passt. Ich erinnere mich an den Wortwechsel in der Lobby, und mir kommt der Gedanke, dass sie vielleicht gar keinen Termin hat. Nicht, dass es mich etwas angehe. Sheri weiß, wie sie ungebetene Besucher loswird. Höflich, aber bestimmt, das ist ihr Stil.

»Und Sie?« Die Frage unterbricht meine Spekulationen. »Arbeiten Sie hier?«

Sie versucht abzulenken, aber das ist in Ordnung für